

4. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung Freie Universität Berlin, 4. und 5. Juli 2008

Symposium:

Zur Integration qualitativer und quantitativer Sozialforschung

Jo Reichertz

Wer nur einen Hammer hat, dem gerät die Welt leicht zum Nagel

Eine Polemik – nicht gegen Udo Kelle, sondern gegen die, die sich zu Unrecht auf ihn berufen¹

1. Neue Grenzgespräche

Ohne Zweifel sind die Forscher und Forscherinnen, die bei ihrer Arbeit qualitative Methoden verwenden, zur Zeit in Deutschland recht *erfolgreich*. Allerdings gilt dieser Befund *nicht* für jedes Fach in gleichem Maße: Für die Soziologie und die Pädagogik gilt er mehr, für die Psychologie, die Politikwissenschaft, die Kommunikationswissenschaft, die Medienwissenschaft und die Textwissenschaften (Germanistik, Anglistik, Romanistik, Philosophie, Theologie) gilt er teils erheblich weniger.

Dennoch: auch wenn in der Mehrzahl der kulturwissenschaftlichen Fächer die qualitative Forschung immer noch mehr als Aschenputtel und weniger als Prinzessin behandelt wird, ist sie in Deutschland *normal* geworden. Sie hat sich sogar recht stark *institutionalisiert*, bedenkt man, dass die deutsche qualitative Sozialforschung sich vor etwa 40 Jahren erstmals wieder (als Reimport aus den USA) bemerkbar machte.

Den auch kommerziellen Erfolg der Qualitativen erkennt man daran, dass sich Bücher zu qualitativen Methoden sehr gut verkaufen. Einführungen in die qualitative Sozialforschung gehen wie warme Semmel über die Theke – sie dürfen sogar etwas teurer sein. Gleiches gilt für Einführungen in bestimmte Verfahren – allerdings müssen diese deutlich preisgünstiger sein. Zu dem publizistischen Erfolg der Qualitativen gehört auch der Erfolg der Buchreihen "Biographie und Gesellschaft", "Interaktion und Lebenslauf" und "Qualitative Sozialforschung". Zudem gehört zu dieser Art Erfolg auch die Gründung einer Reihe von Fachzeitschriften wie BIOS, Sozialer Sinn—Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, Zeitschrift für Qualitative Forschung. Auch virtuell sind die Qualitativen auf dem Markt der Fachjournale erfolgreich. Bei-

¹ Die hier vorgetragene Argumentation greift Überlegungen auf, die anderenorts bereits publiziert sind. So finden sich viele Überlegungen zur Besonderheit Qualitativer Sozialforschung in dem Sonderheft von *Erwägen Wissen Ethik* zur Qualitativen Sozialforschung (Reichertz 2007a und 2007b) und vieles zur Verbindung von qualitativen mit der quantitativen Methodik in der *Soziale Welt* (Reichertz 2008).

spielhaft hierfür ist die Erfolgsgeschichte vom Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research (FQS). Im Jahr 2000 auf Initiative von Katja Mruck weltweit online an den Start gegangen, stellte sich für dieses fachübergreifende und schulenunabhängige, in Englisch, Spanisch und Deutsch erscheinende Publikationsmedium (mit Peer Review) schnell eine breite Akzeptanz und Nachfrage ein. Heute ist FQS die deutsche Online Zeitschrift mit dem größten Ansehen, die auch weltweit zur Kenntnis genommen wird.

Ein weiteres Indiz für den Erfolg der Qualitativen ist, dass immer mehr gesellschaftliche Gruppen die Qualitativen ernst(er) nehmen und bereit sind, dafür auch zu zahlen. Denn auf dem Markt sozialwissenschaftlicher Analyse werden verstärkt qualitative Studien nachgefragt. Was bemerkenswert ist: Nicht nur Behörden, die chronisch unter Geldmangel leiden und deshalb wenig zahlen wollen und können, treten als Interessenten auf, sondern es sind zunehmend auch private Unternehmen und Marktforschungsinstitute, die immer öfter auch qualitative Studien nachfragen

Der institutionelle, publizistische und auch kommerzielle Erfolg der Qualitativen hat eine eigene und teils widersprüchliche Entwicklung in Gang gebracht: nämlich die verstärkte *Kanonisierung* der Methoden bei gleichzeitiger *Zersplitterung* und *Beliebigkeit*. Zum einen versuchen vor allem die Protagonisten der etablierten qualitativen Verfahren eine verbindliche Vorgabe über die theoretischen Prämissen und die Interpretationspraktiken vorzugeben, zum anderen "stricken" sich immer mehr Forscher und Forscherinnen in Anlehnung und in Ausbeutung bereits eingeführter Methoden ihre eigenen Rechtfertigungen und Deutungspraktiken.

Kein Zweifel: die qualitative Sozialforschung hat sich in den deutschen Landen etabliert. Die kämpferischen Tage der Pionierzeit, als es noch galt, unter dem Banner der Aufrechten die – damals etablierten – Quantitativen aus dem Felde zu schlagen, sind (insbesondere in der Soziologie und Pädagogik) vorbei und fast schon vergessen – die Zeit der metatheoretischen und paradigmatischen Abgrenzungsbemühungen gegenüber quantifizierenden, nomologisch-deduktiv verfahrenen Ansätzen scheint vorerst vorüber. Die "lange erstarrten Fronten [sind ...] – unverkennbar – in Bewegung geraten" (Esser 2007, S.351).

Selbst Vertreter der quantitativen Forschung scheinen auf einen Konsenskurs eingeschwenkt zu sein. Oft spricht man neuerdings (in beiden Gruppen) von zwei Forschungsstrategien, die beide ihre Berechtigung hätten, es käme halt auf die jeweilige Frage und das jeweilige Ziel der Forschung an, ob man die eine oder die andere Strategie einzusetzen habe. Zudem solle eine Streitkultur erblühen, die über die Stärken und Schwächen der Methoden in Konkurrenz tritt und so den Besten bzw. die beste Methode überleben lässt (Schreier 2005). Andere propagieren bereits die "Mixed Methods" (z.B. Erzberger 1998, Kelle & Erzberger 2000) – im Übrigen mit beachtlichem Erfolg.

Für den Beobachter dieser "neuen Verträglichkeit" taucht dabei schnell die nicht unspannende Frage auf, weshalb man sich jetzt, nach gut vier Jahrzehnten, auf einmal einig ist. Weshalb auf einmal diese Harmonie? Sind die Methoden und hier insbesondere die qualitative Methode etwa langsam *erwachsen* geworden? Anfangs musste jede Methodik noch ihren Kern finden, ihre Grenzen abstecken und mittels Grenzarbeit sich finden und den Anderen als abweichend kennzeichnen. Doch jetzt scheinen beide erwachsen zu sein. Und selbstbewusst. Man erkennt, was einen vom Anderen trennt, aber auch, was einen mit ihm verbindet. Und kann damit leben.

Oder sind alle Beteiligten des Kampfes und des Aufwandes müde? Man hat sich lange gemüht, dabei seinen *claim* abgesteckt, aus dem man hinreichend Gewinne ab-

schöpfen kann – natürlich nur, wenn der Andere einen in Ruhe weiterarbeiten lässt. Sitzen jetzt etwa alle auf ihren Besitztümern, in ihren Kleingärten, und lassen einander der Arbeit nachgehen, weil Streit das Geschäft stört?

Aber es gibt auch Unruhestifter, die zu Gesprächen über die Grenzen und Gartenzäune hinweg animieren wollen. Zu diesen Unruhestiftern muss seit langem das Berliner Methoden Treffen gezählt werden. Bereits 2005 hat es eine Diskussion über ungewohnte Verbindungen (Systemtheorie und qualitativ operierende Forschung) und auch über eine möglich "Verbindung" qualitativer und quantitativer Methoden begonnen.

2. Das Feld qualitativer Methoden

Qualitative Methoden weisen in gewisser Hinsicht Ähnlichkeiten mit Südfrüchten auf – nicht weil sie wohlschmeckend oder gar gesund wären. Nein, ähnlich wie bei Südfrüchten gibt es auch bei den qualitativen Methoden nicht etwas Bestimmtes, Festes, das (bei näherer Betrachtung) allen gemeinsam wäre – etwas, das es rechtfertigen würde, einerseits Feigen, Bananen und Zitronen und andererseits Inhaltsanalyse, Grounded Theory, Narrationsanalyse und Hermeneutik unter einen jeweils eigenen Begriff zu fassen (siehe hierzu ausführlich Reichertz 2007a und 2007b).

Wendet man sich nun von der Vielzahl von Früchten, die nicht im Norden wachsen, ab und betrachtet stattdessen das aktuelle Feld der qualitativen Methoden, dann sieht man vor allem "ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Kleinen wie im Großen" (Wittgenstein 1977, S.57). Was man gerade nicht sieht, das sind klare Grenzen und abgeschlossene Gebiete. Es gibt also aus meiner Sicht keine (kleine) Schnittmenge, die allen qualitativen Methoden gemein ist (z.B. die Ausrichtung auf den Akteur und seine Intentionen), sondern es gibt Ähnlichkeiten und Überschneidungen, aber auch Widersprüche und Gegensätze. Zumindest darin sind sich die aktuellen Versuche einig, die Qualitative Sozialforschung fassbar zu machen (Lüders 2000, Knoblauch 2000, Wohlrab-Sahar 2000, Mruck & Mey 2000, Hollstein & Ullrich 2003, Flick 2005, Maiwald 2005, Bohnsack 2005, Hitzler 2002 und 2007 und Reichertz 2007a und 2007b; besonders lesenswert ist im Hinblick auf die internationale Entwicklung der Qualitativen Sozialforschung der FQS Sonderband von Knoblauch, Flick & Maeder 2005 und auch Mruck, Cisneros & Faux 2005 und Cisneros, Domínguez, Faux, Kölbl & Packer 2006; zur Entwicklung der qualitativen Methoden in der Schweiz siehe Eberle & Elliker 2005).

Weil das so ist, macht es aus meiner Sicht keinen Sinn, von *der* qualitativen Sozialforschung zu sprechen, sondern, wenn überhaupt, sollte man das Ganze das *Feld* der qualitativen Methoden nennen. Dieses Feld der qualitativen Methoden spannt sich (in meinem Verständnis) im Wesentlichen entlang zweier Prämissen auf: die eine bezieht sich auf den *Gegenstandsbereich* der Wissenschaften, die sich mit dem Menschen beschäftigen, die andere bezieht sich auf die *Arbeit der Erforschung* menschlichen Handelns. Beide Prämissen bestehen aus einer Reihe von Annahmen über die Besonderheiten (a) menschlichen Handelns und (b) deren Erforschung. Diese Bündel theoretischer Aussagen resultieren so nicht aus empirischer Forschung, sondern liegen ihr zugrunde.

(zu a) Es sind immer konkrete Menschen, die handeln. Stets nehmen konkrete, allerdings in die Geschichte und in die Gesellschaft eingebettete und eingebundene Menschen etwas wahr, bewerten es, messen ihm Sinn zu, ordnen sich dann (aufgrund der vorgenommenen Sinnzuschreibung) unter, oder lassen alles beim alten, oder entscheiden sich dafür, etwas zu verändern oder Neues zu entwickeln. Das tun

sie in erworbenen, gesellschaftlich erarbeiteten Formen, Gattungen und Rahmen. Handeln hat immer eine Geschichte und einen Kontext. Auf dieses Handeln wirkt das Äußere – die Natur, die Sozialität, der Kontext, die Geschichte – nicht direkt und unmittelbar ein, sondern das Außen wird von der implizit deutenden Wahrnehmung und der (bewussten oder routinisierten) Deutung des Handelnden gebrochen. Das Äußere besitzt nur dann (einschränkende oder ermöglichende) Kraft und manchmal auch Macht über den Handelnden, wenn es *durch* ihn und damit *für* ihn Bedeutung erhalten hat.

Qualitative Sozialforschung (und hier argumentiere ich vom Selbstverständnis einer hermeneutischen Wissenssoziologie aus) kann all dies *nachzeichnen* und *festhalten*. Darüber hinaus kann sie aber auch die typische Gestalt des konkret Gewordenen, das *Muster* oder die *Figur rekonstruieren* und so auch konkrete Fälle und Entwicklungen *erklären*. Was qualitative Forschung aber *nicht* kann (und nicht will) ist auch klar: sie kann hinter all dem keinen Sinn, keine Rationalität und auch keine Funktion (zum Nutzen des großen Ganzen) erkennen. Geschichte entfaltet sich nicht, sie reproduziert in der Aktion nicht immer wieder die gleiche Struktur, sondern Geschichte und Interaktion sind trotz ihrer Gebundenheit an die Vergangenheit entwicklungs-offene, einander bedingende und einander durchdringende Prozesse, die immer einmal (wieder) Muster bilden, dann jedoch immer wieder sich ihren eigenen Weg suchen bis zum nächsten Muster, das jedoch wieder ein völlig anderes sein kann.

(zu b) In und mit ihrer Lebenspraxis schaffen (konstruieren) Menschen arbeitsteilig Gesellschaft und soziale Ordnung: nicht jeder mit der gleichen Möglichkeit, seine Vorstellungen umzusetzen und viele nicht freiwillig. Ihre Deutungen der gemeinsamen Welt werden im Anschluss an die Arbeiten von Alfred Schütz "Konstruktionen erster Ordnung" genannt. Sie sind Ausdruck der jeweiligen sozialen Lage und zugleich auch Mittel der "Reflexion" und Veränderung dieser sozialen Lage. Wissenschaftliche Arbeit ist immer und notwendig Teil dieser arbeitsteilig organisierten Schaffung von Gesellschaft und der sozialen Lagen. Sie ist ein spezifischer Arbeitsbereich mit spezifischen Methoden, Arbeitsstilen und Zielen. Wissenschaftliche Arbeit, die wesentlich durch Forschung, Kommunikation, Reflexion, Lehre und Prüfung gekennzeichnet ist, produziert auf diese Weise "Konstruktionen zweiter Ordnung". Dies sind also (Re-) Konstruktionen der sozialen Konstruktionen erster Ordnung. Da Wissenschaftler auch immer in der Praxis leben, die sie untersuchen, sind sie Produzenten von Konstruktionen erster wie zweiter Ordnung. Das bringt sie in eine verzwickte Lage.

Vielfalt ohne rechte Einheit – so lautete oben der Befund hinsichtlich der Geschlossenheit der deutschen qualitativen Sozialforschung. Dennoch ist es gewiss keine Geschmacksfrage, welche Forschungsstrategie gewählt wird, besteht doch eine enge Verbindung zwischen vorab entwickelter Theorie über den Gegenstand, der Datenerhebung und der Datenanalyse. Mit einigen Daten lässt sich mehr anfangen, mit anderen weniger. Mit welchen Daten sich nun mehr und mit welchen sich nun weniger anfangen lässt, ist letztlich eine Frage des Verwendungszweckes oder anders: Ob Daten nützlich sind, hängt von der Frage ab, auf die man mit ihrer Hilfe eine Antwort (re-) konstruieren will. Das scheint mir im Übrigen der Punkt zu sein, über den sich alle Forscher und Forscherinnen, egal welche Methoden sie bevorzugen, einig sind: Die Auswahl der Methoden hängt von der Frage ab, auf welche die Forschung eine Antwort produzieren soll. Und m.E. lassen sich zur Zeit innerhalb der qualitativen Forschung insgesamt vier Großfragerichtungen unterscheiden (siehe hierzu auch die früheren Ausführungen in Lüders & Reichertz 1986 und Reichertz & Schröder 1994).

a. *Frage nach den subjektiven Sinnwelten von Handlungen*: "Im Mittelpunkt dieser Forschungsperspektive steht das Subjekt, seine Sichtweisen, Weltbilder, lebensgeschichtlichen (Leidens-) Erfahrungen, Hoffnungen und Handlungsmöglichkeiten" (Lüders & Reichertz 1986, S.92). Es geht um die Gewinnung der Innensicht des Subjekts, also um Eindrücke, Wünsche, Ängste, Welt- und Fremddeutungen etc. Insbesondere das Narrative Interview und die Biographieforschung gehen dieser Fragestellung nach – und die Grounded Theory.

b. *Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus*: "Zu dieser hier sehr allgemein bezeichneten Forschungsperspektive gehören alle jene Ansätze, die – auf welchem Weg auch immer – letztlich beanspruchen, soziales Handeln – und damit ist unter dieser Perspektive immer gemeint: soziales Handeln in Milieus – zu beschreiben und zu verstehen" (ebd. S.93). Vor allem die Ethnografie, manchmal auch "teilnehmende Beobachtung" oder "beobachtende Teilnahme" genannt, verfolgt diese Fragestellungen – und die Grounded Theory.

c. *Rekonstruktion deutungs- und handlungsgenerierender Strukturen*: "Gemeinsam ist den Ansätzen dieser Forschungsperspektive der Anspruch, deutungs- und handlungsgenerierende Tiefenstrukturen rekonstruieren zu wollen" (ebd. S.95). Es sind vor allem die Objektive Hermeneutik, die Gattungsanalyse und die Konversationsanalyse, die dieser Fragerichtung nachgehen.

d. *(Re)Konstruktion historisch und sozial vortypisierter Deutungsarbeit*: Diese Forschungsrichtung versucht zu (re-) konstruieren, aufgrund welcher Sinnbezüge Menschen handeln, wie sie handeln. Gefragt wird, wie Subjekte, hineingeboren in eine historisch und sozial vorgedeutete Welt, diese Welt permanent deuten und somit auch verändern. Diese Forschungsfragen werden vor allem von der Diskursanalyse, der dokumentarischen Methode und der hermeneutischen Wissenssoziologie verfolgt – und von der Grounded Theory.

Nun möchte ich nicht behaupten, die vielen Methoden der qualitativen Sozialforschung ließen sich umstandslos den einzelnen Großfragestellungen zuordnen. Je nach Anlage der Forschung können sie auch in anderen Forschungsperspektiven genutzt werden. Insbesondere das Narrative Interview und die Grounded Theory finden sich in verschiedenen Kontexten.

Da qualitative Forschung ein zukunftsöffener Prozess ist, bleibt abzuwarten, ob es bei diesen vier Forschungsperspektiven bleiben wird. Auch hier ist zu erwarten, dass neue Entwicklungen (Medien, Daten, Gegenstandsbereiche) es erforderlich machen, neue Fragen zu stellen und neue Theorien und Verfahren zu entwickeln.

3. Quantitative Methoden – eine Versuch der Umgrenzung

Auch wenn ich das Feld der quantitativen Forschung nicht so gut überblicke, scheint mir die These, dass auch dort vor allem Vielfalt anzutreffen ist, nicht besonders gewagt. Gemeinsam dürfte den "Quantitativen" lediglich der stabile Glaube an drei Glaubenssätze (Axiome) sein, nämlich dass (a) auch die Welt der sozialen Ordnung und die Welt der handelnden Akteure recht stabil, (b) von Gesetzmäßigkeiten bestimmt und (c) direkt oder indirekt beobachtbar sind. Und weil dies so ist, können diese Welten genau vermessen und auch Theorien zu ihnen entwickelt werden. Und – so der Glaube – die Theorien können auch in einem "dichten" Verhältnis zu der jeweils untersuchten Welt stehen – entweder weil man aufgrund von Beobachtungen (also induktiv) Wissen von der Welt erlangt hat (das ist eine etwas ältere und heute weitgehend überholte Sicht) oder weil man aufgrund der Unterstellung von Gesetzen

Annahmen über die Beschaffenheit von Welt abgeleitet und mittels empirischer Forschung entweder widerlegt oder bestätigt hat.

Diese Verfahrensweise, die (wie Popper es einmal formuliert hat) ein aus Theorien geknüpftes Netz auswirft, um Stück für Stück die Welt einzufangen, wird nomologisch-deduktiv genannt. Auch heute gilt sie bei vielen (noch) als Inbegriff empirischer Sozialforschung. Ziel dieser Forschungsstrategie, die vor allem auf die Beseitigung falscher Hypothesen setzt, ist, möglichst nahe an die "Wahrheit" heranzukommen.

Quantitativ orientierte Forscher verfügen über vermeintlich scharfe Gütekriterien – einerseits um sich von bestimmten Kollegen abzugrenzen, andererseits um bei konkurrierenden Theorien zwischen den Böcken und den Schafen unterscheiden zu können. Zentral hierfür sind neben den Kriterien der *Repräsentativität* der Datenauswahl und der *Objektivität*, der *Validität* und *Reliabilität* der Datenauswertung.

Diese Gütekriterien sind nun auf einen Teil des Forschungsprozesses bezogen, der als durchaus heikel gilt – nämlich auf den Teil der Forschung, in dem die "harte" Wirklichkeit in wissenschaftlich verwertbare (in diesem Fall: numerische) Daten verwandelt wird. Hat man erst einmal die numerischen Daten, dann kann man mit der Hilfe von Logik und Mathematik Hypothesen und auch Theorien testen. Da die Güte von Logik und Mathematik außer Zweifel stehen, sind die entscheidenden Fragen alleine die, ob die Daten gut ausgewählt wurden (Repräsentativität) und ob "gut" gemessen wurde. Objektivität, Validität und Reliabilität beziehen sich nun genau und nur auf diesen Messvorgang. Die strategische Bedeutung der beiden Begriffe innerhalb einer quantifizierenden Sozialforschung besteht also darin, dass sie im wahrsten Sinne des Wortes das Fundament legen für die Glaubwürdigkeit wissenschaftlicher Forschung: Ist das Fundament brüchig, wird das darauf ruhende Theorie-Gebäude bald einstürzen – ist dagegen das Fundament stabil, lassen sich selbst gewagte und weit gespannte Brücken bauen.

4. Lassen sich qualitative und quantitative Methoden miteinander verschneiden?

Nach dieser kurzen Beschreibung der Eigenheiten der qualitativen und quantitativen Forschung kann man sich fragen, wie eine Verbindung beider Methodenbereiche gelingen kann. Eins scheint klar zu sein: Um *gegenseitige Ergänzung* geht es auch Udo Kelle. Das Gute des Einen (aus dem einen Bereich) soll um das Gute des Anderen (aus einem anderen Bereich) ergänzt werden, auf dass das Neue Ganze ein *umfassenderes* und *abgesichertes* Bild der sozialen Realität erschaffen kann. Das klingt danach, als ob die Methodenintegration (oft auch Triangulation genannt) mehr Validität und Objektivität bringen soll – wie eingeschränkt auch immer. Damit ist das Ziel der Methodenverbindung klar: Verbesserung im Hinblick auf die Leistung wissenschaftlicher Forschung. Fraglich ist nur die Art der Verbindung.

Nun liegt der Teufel bekanntlich im Detail, was hier bedeutet: in dem Wort "verbinden". Denn es gehört zum kleinen Einmaleins nicht nur von Köchen, sondern auch von Gärtnern, Züchtern, Chemikern und Weinbauern, dass es zumindest *zwei* Arten von Verbindungen gibt, die sich in Art und Ergebnis wesentlich unterscheiden.

Zum einen gibt es *Gemenge*, bei denen die beteiligten Einheiten in einem bestimmten Verhältnis gemischt werden, dabei aber ihre ursprünglichen Qualitäten behalten. Mischt man Hafer mit Roggensamen und sät sie aus, dann wachsen nachher Hafer und Roggen in dem ausgesäten Verhältnis friedlich nebeneinander. Zum anderen gibt es *Verbindungen*, bei denen sich die beteiligten Einheiten zu einer neuen Einheit

mit teilweise völlig neuen Qualitäten verbinden. Wenn man z.B. roten mit weißem Wein verschneidet, kann man mit ein wenig Glück eine Cuvée erlangen, die anders und sehr viel besser als die Ausgangsstoffe schmeckt. Mit dem Verschneiden von Weinen soll in der Regel sowohl die Qualität des Produktes erhöht als auch die Dauer dieser Qualität über mehrere Jahrgänge erreicht werden. Zahlreiche Champagnersorten basieren auf einer Cuvée. Die Frage ist: Kann man Methoden miteinander verschneiden? Hierzu einige Überlegungen, die aus meiner Sicht durchaus mehrheitsfähig sind.

Wissenschaftliche Methoden sind bestimmte Praktiken, mit Daten umzugehen – und zwar solche Praktiken, von denen bestimmte Wissenschaftler zu bestimmten Zeiten erhoffen, dass mit ihrer Hilfe das Offensichtliche deutlich überschritten werden kann. Methoden gründen stets, und diese Einsicht ist weder neu noch originell, auf einer oft impliziten und (zu) selten explizierten Vorstellung davon, was die Daten "sind" bzw. repräsentieren, was wir wie erkennen und wie sich Daten erheben und auswerten lassen. Forschung "schafft" somit ihren Gegenstand (in gewisser Weise) und damit auch die zu erhebenden Daten – weder das Eine noch das Andere findet sie einfach in der Außenwelt vor (vgl. auch Breuer 2005). Deshalb sind Methoden immer theoretisch geleitet und deshalb sind die ausgearbeiteten "Methoden" immer auch Theorie: Gesellschaftstheorie, Sozialtheorie, Handlungstheorie und Erkenntnistheorie.

Elaborierte qualitative wie quantitative Methodenlehren – und das kennzeichnet sie – sind wegen dieser Lage der Dinge grundsätzlich der Selbstreflexion verpflichtet und zugleich darum bemüht, die eigene theoretische und methodische Arbeit immer wieder selbst in die Forschung mit einzubeziehen.

Wer dagegen ohne vorab entworfene Grundagentheorie seine Forschungsarbeiten beginnt, liefert sich (meist ohne dass es von den Forschenden selbst wahrgenommen wird) seinen Alltagstheorien über den Gegenstand aus – seinem Common Sense: Statt kontrollierter und reflektierter Erkenntnisse liefern nicht-bewusste, meist ad-hoc entworfene Vor-Urteile die relevanten Ansichten über die noch zu untersuchenden Gegenstände und verlängern sie auf diese Weise.²

Mit dieser Forschungspraxis einher geht oft die Ansicht, die Methoden seien neutrale *tools* (im Sinne von "Hilfsmittel"), die sich je nach Geschmack und Arbeitszeit beliebig für jede Fragestellung nutzen lassen. Hauptsache sie sind "praxisnah" oder auch: "praxistauglich". Hier ergibt sich die Auswahl der Verfahren der Datenerhebung und Datenauswahl eher aus situativen Erwägungen als aus systematischen Gründen. Eine solche Methodenwahl gleicht in wesentlichen Punkten dem Zusammenstellen des Essens in Kantinen und Mensen. Hier wählt man das aus den angebotenen Angeboten aus, was einem gerade schmackhaft, gesund oder bezahlbar erscheint. So sammelt sich dann auf dem Tablett ein buntes Gemenge von Vor-, Haupt- und Nachspeisen, deren jeweilige Spezifik sich daraus ergibt, dass sie gerade verfügbar und günstig sind und "passend" erscheinen und oft auch, weil es die sind, die man kann.

Methoden sind jedoch (wie oben dargelegt) keine Mittel, die man sich nach aktuellem Geschmack und Verfügbarkeit zu einem Kantinenmenü zusammenstellen kann, son-

² Für diese Forschung gilt das Urteil von Lazarsfeld aus dem Jahre 1962 über die Wissenschaftstheoretiker. Diesen warf er damals vor, sie seien weder an der alltäglichen Arbeit der Forscher interessiert noch wüssten sie darüber Bescheid. Den jungen Qualitativen empfahl er damals, entweder auf den Segen des methodologischen Klerus zu verzichten und weiter zu wursteln (eine Empfehlung, die später oft missverstanden wurde) oder aber die eigenen Methodologen zu entwickeln (vgl. Lazarsfeld 1976, S.46). Letzteres legte er damals seinen Mitstreitern ans Herz – nicht die Kunst des Weiterwurstelns.

dern sie sind im engen Sinne des Wortes *Handwerkszeuge*. Jedes Handwerkszeug enthält in seiner Form und seiner Materialität bereits eine "Theorie" seines Gegenstandes: der Hammer ist so wie er ist, weil er sich aus der Praxis des Nageleinschlagens ergeben hat, und das gilt vergleichbar auch für den Meißel, die Säge, den Füller, den Anspitzer und alle Dinge, die geeignet sind, bestimmte Aufgaben effektiv zu erledigen. Wer mit einer Spitzhacke einen Zahn im Mund zuleibe rückt, wird ebenso scheitern wie der, welcher das Fieberthermometer nutzt, um Erbsen zu zählen. Und wer nur über einen Hammer verfügt, dem gerät die Welt schnell zu einem Nagel – wie man im Anschluss an einen deutschen Meister des dunklen Philosophierens sagen könnte. Das ist trivial – ohne Zweifel. Nicht trivial ist dagegen der Befund, dass diese Trivialität oft vergessen wird.

5. Es gibt sie doch – die zwei Kulturen

Aber es gibt nicht nur Unterschiede, es gibt auch Gemeinsamkeiten zwischen den Gruppen der qualitativen und quantitativen Forschern und Forscherinnen: Auffällig ist erst einmal das Fehlen einer rechten Einheit in beiden Gruppen. So gibt es keine Einheit bei den Qualitativen: Es gibt die, die vor allem verstehen wollen, und die, die den Prozess des Verstehens und das Verstandene reflektieren wollen. Und es gibt, da bin ich ziemlich sicher, auch keine rechte Einheit bei den Quantitativen: Es gibt die, die vor allem zählen und vermessen, und die, die den Prozess des Zählens und Vermessens und das Vermessene reflektieren wollen.

In beiden Gruppen (auch das ist ihnen gemeinsam) arbeiten Forscher und Forscherinnen offen, kommunikativ, flexibel, intersubjektiv und reproduzierbar. In beiden Gruppen gibt es welche, die sich auf Aussagen über Zusammenhänge kleiner Reichweite beschränken, und andere, die zudem noch Zusammenhänge mittlerer und großer Reichweite erklären wollen. In beiden Gruppen finden sich Forscher, welche die Mikroperspektive, und andere, welche die Makroperspektive bevorzugen. Manchmal *liefern* bei Forschungsarbeiten die Quantitativen die Hypothesen, manchmal tun das die Qualitativen, und manchmal *überprüfen* die Quantitativen und manchmal tun das die Qualitativen.

Und natürlich, und das ist bekannt, ruht jede quantitative Untersuchung einer qualitativen Basis auf und natürlich muss sie im Verlauf der Arbeit immer wieder interpretieren – weshalb in quantitativen Untersuchungen immer und notwendigerweise mit den Prämissen qualitativer Forschung gearbeitet wird. Und natürlich, und das ist weit weniger bekannt, ruht jede qualitative Untersuchung einer quantitativen Basis auf (z.B. dann, wenn sie "Normalität" bestimmen will) und natürlich muss sie im Verlauf der Arbeit immer wieder die Relevanz, die Wichtigkeit, die Häufigkeit "intuitiv" ermitteln – weshalb in qualitativen Untersuchungen immer und notwendigerweise mit den Prämissen quantitativer Forschung gearbeitet wird.

In der konkreten Forschung durchdringen sich also das Feststellen von Häufigkeiten und die Ausdeutung von Sachverhalten – und zwar in jeder Phase der Forschung. Es gibt sie also nicht, die klare Trennung der quantitativen und qualitativen Forschung entlang von bestimmten *Merkmalen, Phasen, Perspektiven* oder *Reichenweitenanspruch*. Gründe genug, darauf zu hoffen, dass es auch eine echte Verbindung der beiden Methodenverständnisse geben könnte.

Was die beiden Forschungsrichtungen allerdings trennt, das ist der Umstand, dass jede Richtung eine eigene Kultur besitzt und dass diese Kulturen *nicht* so viele inhaltliche Gemeinsamkeiten aufweisen. Das gilt insbesondere, wenn man im Anschluss an Hans-Georg Soeffner unter "Kultur" jenen "Bedeutungsrahmen [versteht – J.R.], in

dem Ereignisse, Dinge, Handlungen, Motive, Institutionen und gesellschaftliche Prozesse dem Verstehen zugänglich, verständlich beschreibbar und darstellbar sind" (Soeffner 1988, S.12). Obwohl manche sprachlichen Formulierungen ähnlich klingen, ist eine Reise von der qualitativen Forschung zur quantitativen nicht mit einer Reise von Dortmund nach Essen, sondern mit einer von Dortmund nach Detroit zu vergleichen: Ein Ozean trennt die beiden Kulturen – um eine alte Idee und Metaphorik von Snow 1965 aufzugreifen. Quantitative und qualitative Forschung sind nicht nur durch die Methoden getrennt, sondern vor allem und wesentlich: durch die Kultur, deren Ausdruck die Methoden sind (zu der Idee der verschiedenen Forschungskulturen auch im Hinblick auf die Sozialwissenschaften siehe Lepenies 1985).

Wollte man beide Kulturen zum Zwecke der Optimierung, also zur Erreichung einer Cuvée, die sowohl die Qualität des Endproduktes erhöht als auch bleibend eine konstante Qualität erreicht, wirklich miteinander verbinden, dann bräuchte man als erstes eine "neue" Sprache, mit der die Fragen und Probleme aus einer *neutralen* und übergeordneten Perspektive formuliert werden könnten. Die beiden methodischen Zugangsweisen zur Wirklichkeit müssten zugleich als Perspektiven begriffen werden und das Neue bestünde dann in einer Perspektivenüberschreitung, die jedoch die beiden vorhandenen Perspektiven bewahrt und zugleich überschreitet. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob es überhaupt eine Sprache geben kann, die *methodenneutral* ist, die also nicht bereits Ausdruck eines Paradigmas ist. Unterhalb der Entwicklung einer neuen gemeinsamen Sprache und einer Perspektivenüberschreitung ist jedoch jede Kombination von qualitativen und quantitativen Methoden nur "Kantinenessen" oder moderner: ein *cross over*, ein Gemenge ohne ernsthafte Qualitätsverbesserung.

Ohne Zweifel bringt ein *cross over* der Methoden ein neues, *bunteres* Bild der untersuchten gesellschaftlichen Prozesse. Wenn man aber daran festhält, dass (aller sozialkonstruktivistischen Einsprüche zu Trotz) Wissenschaft auf eine Verbesserung von Validität hinarbeitet, dann ist aus meiner Sicht fraglich, ob das *cross over* mehr an Validität erbringen kann – immer unterstellt, man ist sich einig, dass "Validität" nicht eine messtechnisch definierte Gültigkeit meint, sondern statt dessen, dass der untersuchte Wirklichkeitsbereich in irgendeiner Weise "besser", "differenzierter" erfasst wird. Praxistaugliche Handreichungen zum *cross over* von Methoden führen dann eher in eine (neue) Sackgasse als dass sie Wege eröffnen.

Vielleicht besteht eine vorläufige Antwort auf die Frage ja darin, und ich denke, das genau schlägt Udo Kelle vor, dass man nicht sofort die "große Lösung", also eine echte Verbindung der Methoden angeht. Und das macht Sinn – nämlich als *ersten Schritt* zu einer solchen Verbindung darüber nachzudenken, wie Forschungsfragen, die jeweils an bestimmte Methoden gebunden sind, sinnvoll miteinander verknüpft werden können. Denn es wird einige Fragen (und damit einige Methoden) geben, die man leichter miteinander verbinden kann, und andere, wo das sehr schwer werden wird. Und dann kann man darüber nachdenken, ob es gelingt, auch eine gemeinsame Perspektive zu schaffen.

Aber hinter all den Überlegungen steht die historisch gar nicht so alte Idee, dass die Wirklichkeit prinzipiell durch empirische, methodisch angeleitete und abgesicherte Forschung aufgehellt werden kann. Vor dem Hintergrund dieser alten Hoffnung stellt sich dann für viele (nur noch) die Frage, welche Methoden gut und welche schlecht sind. Diskutierte man nur lange genug über diese Frage und würde bei dieser Debatte nur das gute Argument zählen, so die Hoffnung weiter, dann würde am Ende die eine gute Methode (egal ob qualitativ oder quantitativ oder beides) und die Aufklä-

rung der Wirklichkeit stehen. Das ist natürlich nur eine Idee, genauer: eine Utopie. Und die eigentliche Frage ist, ob diese Idee wirklich trägt.

Literatur

- Bohnsack, R. (2005). Standards nicht-standardisierter Forschung in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 8, 63-81.
- Breuer, F. (2005). Konstruktion des Forschungsobjekts durch methodischen Zugriff. In Günter Mey (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Entwicklungspsychologie*. Köln: Kölner Studien Verlag, S. 57-102.
- Cisneros Puebla, C. A., Domínguez Figaredo, D., Faux, R., Kölbl, C. & Packer, M. (2006, September). Editorial: Über Epistemologien und Peripherien qualitativer Forschung [13 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 7(4), Art. 4. <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/4-06/06-4-4-d.htm> [Zugriff: 10. Feb. 2008].
- Eberle, Th. (1999). Sinnadäquanz und Kausaladäquanz bei Max Weber und Alfred Schütz. In Ronald Hitzler, Jo Reichertz & Norbert Schröer (Hrsg.), *Hermeneutische Wissenssoziologie*, Konstanz: UVK, S.97-120
- Eberle, Th. / Elliker, F. (2005). A Cartography of Qualitative Research in Switzerland [33 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 6(3), Art. 24. <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-24-e.htm> [Zugriff: 10. Feb. 2008].
- Erzberger, Ch. (1998). *Zahlen und Wörter. Die Verbindung quantitativer und qualitativer Daten und Methoden im Forschungsprozess*. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Esser, H. (2007). Soll das denn alles (gewesen) sein? *Soziale Welt*, 58, 351-358.
- Flick, U. (2005). Qualitative Research in Germany and the US. State of the Art, Differences and Developments [47 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 6(3), Art. 23. <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-23-e.htm> [Zugriff: 10. Feb. 2008].
- Glass, G. (1976). Primary, Secondary and Meta-Analysis of Research. *Educational Researcher*, 5, 3-8.
- Hitzler, R. (2002). Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie [35 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 3(2). <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-02/2-02hitzler-d.htm> [Datum des Zugriffs: 20. Feb. 2008].
- Hitzler, R. (2007). Wohin des Wegs? Ein Kommentar zur neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen ‚qualitativen‘ Sozialforschung. [31 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 8(3), Art. 4, <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-07/07-3-4-d.htm> [Datum des Zugriffs: 20. Feb. 2008].
- Hollstein, B. & Ullrich, C. (2003). Einheit trotz Vielfalt? Zum konstitutiven Kern qualitativer Forschung. *Soziologie*, 32, 29-43.
- Kelle, U. & Erzberger, Ch. (2000). Qualitative und quantitative Methoden: Kein Gegensatz. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Hrsg.) (2000). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt, S.299-309.
- Knoblauch, H. (2000). Zukunft und Perspektiven qualitative Forschung. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Hrsg.) (2000). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt, S.623-631.
- Knoblauch, H., Flick, U. & Maeder, Ch. in Kooperation mit Iain Lang (Hrsg.) (2005). Qualitative Methods in Europe: The Variety of Social Research [10 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 6(3), Art. 34. <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-34-e.htm> [Zugriff: 10. Feb. 2008].
- Kromey, H. (2005). "Qualitativ" versus "quantitativ" – Ideologie oder Realität? Symposium: Qualitative und quantitative Methoden in der Sozialforschung: Differenz und/oder Einheit? 1. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung, 24.-25.6.2005. http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/texte/texte_2005/kromrey.pdf [Feb. 2008].
- Lazarsfeld, P. F. (1976). Wissenschaftslogik und empirische Forschung. In Ernst Topitsch (Hrsg.), *Logik der Sozialwissenschaften*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 37-52.
- Lepenies, W. (1985). Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft. München, Hanser.
- Lüders, Ch. (2000). Herausforderungen qualitativer Forschung. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek: Rowohlt, S. 632-642.
- Lüders, Ch. / Reichertz, J. (1986). Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum. Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung. *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau*, 12, 90-102.
- Maiwald, K. O. (2005). Rezension. *Sozialer Sinn*, 6, 155-169.

- Mruck, K. unter Mitarbeit von Günter Mey (2000, Januar). Qualitative Sozialforschung in Deutschland [54 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 1(1). <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-00/1-00mruckmey-d.htm> [Zugriff: 10. Feb. 2008]
- Mruck, K., Cisneros Puebla, C.A. & Faux, R. (2005). Editorial: Über Zentren und Peripherien qualitativer Forschung [10 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 6(3), Art. 49.: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-49-d.htm> [Datum des Zugriffs: 10. Feb. 2008].
- Nollmann, G. (2006). Das neuronale Korrelat und Max Webers Konzept der soziologischen Kausalerklärung, S.61-78.
- Reichertz, J. & Schröer, N. (1994). Erheben, Auswerten, Darstellen. Konturen einer hermeneutischen Wissenssoziologie. In Norbert Schröer (Hrsg.), *Interpretative Sozialforschung. Auf dem Weg zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie*. Opladen, S.24-55.
- Reichertz, J. (2007a). Qualitative Sozialforschung. Ansprüche, Prämissen, Probleme. *Erwägen – Wissen – Ethik* 18, 195-208. Mit kritischen Kommentaren von Lars Allolio-Näcke & Jürgen van Oorschot, Georg Breidenstein, Franz Breuer, Thomas Brüsemeister, Thomas Eberle, Hannelore Faulstich-Wieland & Peter Faulstich, Uwe Flick, Jochen Gläser & Grit Laudel, Detlef Garz, Heiko Grunenberg, Ronald Hitzler, Gerd Jüttemann, Mechthild Kiegelmann, Dieter Kirchhöfer, Jürgen Klüver, Hubert Knoblauch, Helmut Kromrey, Thomas Loer, Morus Markard, Philipp Mayring, Wolfgang Mertens, Günter Mey, Katja Mruck, Bernt Schettler, Karin Schlücker, Johannes Twardella, Werner Vogd, Jan Weyand und Harald Witt (S.208-276) und einer Synopse von Walter Herzog und Armin Hollenstein (S. 293-313).
- Reichertz, J. (2007b). Qualitative Forschung auch jenseits des interpretativen Paradigmas?. In *Erwägen – Wissen – Ethik*, 18, 276-293.
- Snow, Ch. P. (1965). *The Two Cultures: and A Second Look*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Soeffner, H.-G. (1988). Kulturmythos und kulturelle Realität(en). In ders., *Kultur und Alltag*, Göttingen: Schwarz Verlag, S.3-20
- Wittgenstein, L. (1977). *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wohlrab-Sahr, M. (2000). Qualitative Methoden. Eine Sammelrezension. *Soziologische Revue, Sonderheft 65*, 207-216.

Prof. Dr. Jo Reichertz

Universität Essen
FB 3 – Kommunikationswissenschaft
D – 45117 Essen

E-Mail: jo.reichertz@uni-due.de

URL: http://www.uni-duisburg-essen.de/kowi/Prof_Reichertz.shtml

Zitationsvorschlag

Reichertz, Jo (2008). Wer nur einen Hammer hat, dem gerät die Welt leicht zum Nagel. Eine Polemik – nicht gegen Udo Kelle, sondern gegen die, die sich zu Unrecht auf ihn berufen. Symposium: Zur Integration qualitativer und quantitativer Sozialforschung. 4. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung, 4.-5 Juli 2008. Verfügbar über: http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/texte/texte_2008/reichertz.pdf.